



# Forschung in Afrika – wer spricht über wen?

Einblicke in die Debatte um Repräsentation, Dekolonisation und die Zukunft der Afrikawissenschaften

von Melanie Gärtner

**Die Debatten, wer wo und wie repräsentiert ist, werden in weiten Teilen der Gesellschaft geführt. Wer erzählt wessen Geschichte und wie? Wer redet über wen und wie? In der Wissenschaft muss die Frage lauten: Wer forscht über wen und wie? Ein Bereich, den diese Fragen besonders umtreiben, sind die Afrikawissenschaften.**

Anfang Juni tagte in Freiburg die *Vereinigung für Afrikawissenschaften in Deutschland* (VAD e.V.) zum Thema *Afrika – Europa: Reziproke Perspektiven* und lotete dabei aus, wie Prozesse in der wissenschaftlichen Koproduktion von Wissen zwischen europäischen und afrikanischen Forscherinnen und Forschern ablaufen und wie es sich dekolonial forschen lässt. Der Konferenz ging eine weitreichende Debatte voraus. Inwiefern ist ein Fachverband noch zeitgemäß, zu dessen Selbstverständnis es gehört, Themen rund um Afrika in die Gesellschaft zu tragen, der aber zum großen Teil aus weißen deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern besteht? Haben diese nicht einen sehr einseitigen, unvermeidbar durch die Kolonialgeschichte geprägten Blick auf Afrika? Wieso ist die afrikanische Diaspora – also die verstreut auf

der Erde lebenden Gemeinschaften von Menschen aus Afrika – kein vorrangiges Themengebiet des Fachverbands, obwohl diese weltweit eine wachsende Rolle spielen? Und welche Auswirkungen haben diese Rahmenbedingungen auf die Produktion von Wissen rund um Afrika?

Fragen dieser Art werden heute in vielen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gestellt. Besonders intensiv diskutiert werden sie allerdings in der Ethnologie. Dies hat seine Gründe im kolonialen Erbe des Fachs; waren Ethnologen doch immer wieder in den Dienst der Kolonialmächte eingespannt und schufen in dieser Zeit die sogenannte *koloniale Bibliothek*, das Fundament eines wissenschaftlichen Kanons, der bis heute Auswirkungen auf das Afrikabild und die Afrikawissenschaften hat.

## **Ethnologie: Ringen um neue Positionierung**

Eine Dekolonisation der Wissenschaften, also eine Loslösung der Wissenschaften von der Perspektive der ehemaligen Kolonialmächte aus dem globalen Norden, wird daher zwar in vielen Dis-

ziplinen gefordert, kratzt aber insbesondere am Selbstverständnis der Ethnologie, die um eine neue Positionierung ringt. Wie selbstkritisch die Auseinandersetzung geführt wird, zeigte 2008 die Umbenennung der wissenschaftlichen Fachgesellschaft von Deutscher Gesellschaft für Völkerkunde (DGV) in Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSK). Dass bei dem längst überfälligen Ablegen der *Völkerkunde* der Begriff Ethnologie vermieden wurde, liegt zum einen an der besseren Anschlussfähigkeit an die anglophonen Begrifflichkeiten, zum anderen aber vielleicht auch an der sensiblen Wahrnehmung der Anmutungen von *Othring*, also *Veränderung* oder Exotisierung, die der griechische Begriff *ethnos* beinhaltet.

Längst nicht alle Institute sind der Fachgesellschaft gefolgt. Denn es ist durchaus umstritten, ob der *andere Blick*, der die Ethnologie ausmacht, wissenschaftlich eine Schwäche oder eine Stärke ist. Wenn es um Dekolonisierung geht, geht es um mehr als um reflektierten Sprachgebrauch.

Hans Peter Hahn, Professor für Ethnologie an der Goethe-Universität und Vorsitzender der VAD von 2018 bis 2021, erinnert sich an seine eigene Zeit als Student und die Repräsentationsdebatte, die die Publikation *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography* (1986) von James Clifford und George Marcus damals im Fach ausgelöst hat. Die Texte des Sammelbandes befassten sich damit, wie die Ethnografie Kultur beschreibt, und es ging um die Kultur des Schreibens und die damit verbundene Konstruktion von Kultur. Besonders dieser Punkt führt zu intensiven Diskussionen: »Das Werk hat das Konzept der beschreibenden Ethnografie erschüttert und damit die Grundlage unserer Disziplin.« Die Folgen waren weitreichend: »Das geisteswissenschaftliche Projekt, die Welt durch Beobachtung umfassend beschreiben zu können, ist gescheitert. Heute wissen wir: Ein komplexes Phänomen wie eine Gesellschaft oder eine Kultur lässt sich nicht aus einer einzigen Perspektive heraus erfassen«, sagt Hahn. Schon damals ging die Kritik mit Forderungen einher, die wissenschaftliche Praxis zu überdenken. Einige Ideen von damals haben sich durchgesetzt – sei es in Form von sprachlicher Sensibilität oder sei es in der Forderung nach einer polyphonen Ethnologie, wie sie in kollaborativ gestalteten Forschungsprojekten angestrebt wird.

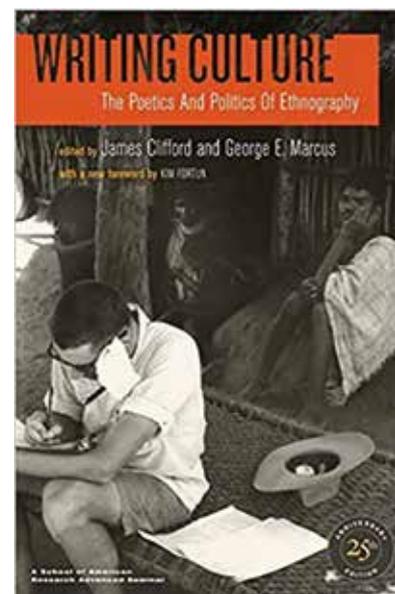
### Co-Autorenschaft als Grundprinzip

Für Prof. Hahn geht dies allerdings nicht weit genug. Für ihn müsste das Fach deutlich progressiver mit Themen der Repräsentation und Diversität umgehen. Er erinnert sich immer noch voller Verwunderung an seine eigene Studienzeit in Frankfurt, in der seine Dozenten die Writing-

Culture-Debatte nicht proaktiv in die Seminare trugen. »Ich bin damals durch Zufall auf die Publikation gestoßen, in den Seminaren war das kein Thema«, erinnert er sich. »Hier zeigt sich eine Trägheit, die der Ethnologie bis heute anhaftet«, so Hahn. Er selbst hat seine Forschungspraxis angepasst. Er publiziert vorwiegend mit afrikanischen Kollegen in Co-Autorenschaft und betrachtet Seminare zu Regionalgebieten kritisch. Wichtiger ist es für ihn, seine Studierenden in einem reflektierten Umgang mit Identität, Rassismus und postkolonialen Konzepten zu schulen. In seiner damaligen Funktion als Vorsitzender der VAD stieß er zum 50-jährigen Bestehen des Verbands (2019) eine Debatte zur selbstkritischen Reflexion der Afrikawissenschaften an. Das Thema der Freiburger Tagung wurde aus dieser Reflexion heraus entwickelt.

Die Fragen, wer über wen spricht, wer über wen forscht, wer das Wissen produziert, auf dessen Grundlage Entscheidungen getroffen werden, fallen in einer Vereinigung wie der VAD auf fruchtbaren Boden. Kein Wunder, schließlich häufen sich die Fälle von Kritik, dass *Weißer* in *schwarzen* Communities forschen.

Davon kann auch Dr. Hauke Dorsch berichten, Dozent am Institut für Ethnologie und Afrikastudien an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und wissenschaftlicher Leiter des Archivs für die Musik Afrikas (AMA). Dorsch sah sich im Rahmen einer Publikation vehementer Kritik ausgesetzt, er habe sich in einer wissenschaftlichen Arbeit nicht ausreichend mit seiner Rolle als *Weißer* beschäftigt. »Der Artikel durchlief mehrere Reviews, in denen ich immer dezidiert reflektierte und erläuterte«, sagt Dorsch. »Vielfach lief es dabei auf eine defensive Rechtfertigung hinaus, die ich so nicht haben lassen wollen.« In einem anderen Fall wurde eine Einladung zu einer Musikveranstaltung zurückgenommen, nachdem klar wurde, dass er als *Weißer* afrikanische Musik vorstellen würde. »Als jemand, der seit Jahrzehnten Konzerte organisiert, ist der Gedanke, mit afrikanischen Kolleginnen und Kollegen auf Augenhöhe zu arbeiten, für mich alles andere als neu«, so Dorsch. »Es ist eine bizarre Vorstellung, dass ich die Musik, die ich auflege, auch repräsentieren muss. Als ich angefangen habe, mich für die Musikwelten Afrikas zu begeistern, stand dieses Interesse noch für Respekt, Anerkennung kultureller Leistungen und den Blick über den eigenen Tellerrand.« Natürlich verstehe er die Debatten rund um Dekolonisation und Aneignung und begrüße den sensiblen Umgang mit diversifizierter Repräsentation. Seit Jahren werden diese Debatten auch von Studierenden eingefordert, besonders von jenen, die sich als *People of Color* identifizieren. »Dass aber die Hautfarbe so bedeutungsvoll und damit Genetik



Das Buch »Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography«, herausgegeben von James Clifford und George Marcus, löste in den 1980er Jahren eine heftige Debatte darüber aus, wie die Ethnografie Kultur beschreibt.

Bild links: Ethnologen der Goethe-Universität im Gespräch: Prof. Mamadou Diawara (rechts) und Prof. Hans Peter Hahn auf dem Gelände des Campus Riedberg, wo sie an einer Direktoriumssitzung des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung teilgenommen haben.

### Die Autorin

**Melanie Gärtner**  
hat in Frankfurt Ethnologie studiert und arbeitet als freie Journalistin für Printmedien und Film.

[mail@m-eilenweit.de](mailto:mail@m-eilenweit.de)



»Einige Regionen der Erde scheinen wie unter einer Decke zu liegen. Es ist so, als würde man von diesen Teilen der Welt wissenschaftlich nichts erwarten«, sagt Prof. Abimbola Adesoji, Historiker an der Obafemi Awolowo University in Ife-Ife, Nigeria.



»Dass aber die Hautfarbe so bedeutungsvoll und damit Genetik ausschlaggebend wird für das, was ein Mensch tun oder nicht tun sollte, das ist eine Richtung, in die ich nicht gehen möchte«, sagt Dr. Hauke Dorsch, Dozent an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und wissenschaftlicher Leiter des Archivs für die Musik Afrikas (AMA).

ausschlaggebend wird für das, was ein Mensch tun oder nicht tun sollte, das ist eine Richtung, in die ich nicht gehen möchte.«

### Auf die richtigen Forschungsfragen kommt es an

Auch für Mamadou Diawara, Professor am Institut für Ethnologie der Goethe-Universität und Gründungsdirektor von Point Sud, eines Forschungszentrums für lokales Wissen in Bamako (Mali), steht diese Tendenz dem ursprünglichen Ruf nach Polyphonie in der Repräsentationsdebatte entgegen. »Die Forderung nach Dekolonialität ist ein Appell daran, verschiedenen Stimmen und damit verschiedenen Wissensmodi Gehör zu verschaffen«, sagt er. »Diesen Appell müssen wir sehr ernst nehmen.« Die Gründe für Ungerechtigkeit seien tief und der Prozess der Dekolonisation viel komplexer; es sei nicht damit getan, nur europäische Suprematie (Vorherrschaft) infrage zu stellen. »Die Muster reproduzieren sich. Wenn wir nicht viele kleine Blasen etablieren wollen, in denen in geschlossenen Kreisen Monologe geführt werden, sollten wir nicht die Frage stellen, wer über etwas forscht, sondern was und wie wir forschen«, fordert Diawara.

Diawara selbst sieht vor allem Probleme in der Struktur des Forschungsbetriebs. Forscherinnen und Forscher des globalen Südens seien auch in kollaborativ angelegten Forschungsprojekten nicht gleichgestellt – weder bei der Vergütung noch in ihrer wissenschaftlichen Rolle, bei der sie als Assistenten und Zulieferer von Wissensinhalten dienen würden, während die Kollegen des globalen Nordens die Rolle der Experten und damit die Deutungshoheit innehätten. Die Abhängigkeit des afrikanischen Wissenschaftsapparats von Geldern aus dem Norden wird vor allem dann problematisch, wenn die Themen vorgegeben werden. Oft dominierten in vorgegebenen Forschungsinhalten Ansätze, die das erhobene Wissen als angewandte Forschung in Wert setzen möchten, etwa um Lösungen für entwicklungsspezifische Fragen zu liefern. »Das Problem dabei ist, dass diese Fragestellungen von außen importiert sind und damit Lösungen hervorbringen, die mit den lokalen Realitäten nicht viel zu tun haben«, so Diawara. »Wir brauchen mehr Raum dafür, im Rahmen von Grundlagenforschung jene Fragen zu stellen, die die spezifischen Problematiken vor Ort erkennbar machen. Dafür brauchen wir Menschen, die wissenschaftlich hervorragende Arbeit leisten und mit den lokalen Realitäten vertraut sind. Das müssen nicht unbedingt afrikanische Menschen sein.«

Wenn die wissenschaftliche Leistung als Messlatte dient, stellt sich die Frage nach der strukturellen Ausgangslage: Dass Forscherinnen und Forschern des globalen Südens ein oft

unzureichend ausgebauter Wissenschaftsapparat zur Verfügung steht, um zu hervorragend arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern heranreifen zu können, ist eine Ursache der ungleichen Rahmenbedingungen. Einige Programme engagieren sich dafür, diesem Gefälle entgegenzuwirken, die wissenschaftliche Expertise vor Ort aufzubauen und afrikanische Institutionen zu unterstützen. Beispiele hierfür sind die Exzellenzcluster *Normative Orders* der Goethe-Universität Frankfurt oder *Africa Multiple* der Universität Bayreuth, die Initiative *Knowledge for Tomorrow* der VolkswagenStiftung, das DFG-Programm Point Sud oder die *Pilot African Postgraduate Academy* der Gerda Henkel Stiftung.

### Wissensproduktion als Monopol?

Einer der Wissenschaftler, die ihr wissenschaftliches Netzwerk so haben ausbauen können, ist Prof. Abimbola Adesoji, Historiker an der Obafemi Awolowo University in Ife-Ife, Nigeria. Im Rahmen des Georg Forster-Stipendiums der Alexander von Humboldt-Stiftung forschte er 2009 bis 2010 an der Goethe-Universität Frankfurt. Er hat beobachtet, dass Inhalten auf dem globalen Wissensmarkt mehr oder weniger Wert beigemessen wird, je nachdem, wo sie produziert werden. »Einige Regionen der Erde scheinen wie unter einer Decke zu liegen. Es ist so, als würde man von diesen Teilen der Welt wissenschaftlich nichts erwarten«, sagt Adesoji. »Das bedeutet, dass Wissen hierarchisiert und Wissensproduktion monopolisiert wird.«

Dass die strukturelle Ungleichbehandlung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des globalen Südens in kollaborativ angelegten Forschungsprojekten nur schwer auszuhebeln ist, hat systemische Gründe. Einer davon liegt im deutschen Förderwesen. Der wünschenswerten Forderung, Kolleginnen und Kollegen aus Afrika im Rahmen eines Projekts gleichwertig Forschungsgelder zur Verfügung zu stellen, damit diese in Eigenverantwortung ihre Inhalte definieren können, sind mit den Anforderungen des Bundesrechnungshofs bei der Verwendung von Steuergeldern derzeit nicht zu vereinbaren.

Eine Gruppe deutscher Wissenschaftler unter anderem aus den Reihen der VAD haben sich im April dieses Jahres in einem offenen Brief an das Bundesministerium für Bildung und Forschung, die Deutsche Forschungsgesellschaft (DFG) und den Deutschen Akademischen Auslandsdienst (DAAD) gewandt, um auf die Missstände in der deutschen Wissenschaftskooperation mit dem globalen Süden hinzuweisen. Gefordert wurden unter anderem flexiblere Forschungsformate, der Abbau von Überregulierung und unzumutbaren bürokratischen Zwängen und mehr Wertschätzung im Umgang mit den Partnerinnen und Partnern im globalen Süden. ●